

POESIE UND RELIGION BEI MATTHIAS CLAUDIUS

Pfarrer Dr. Reiner Strunk, Denkendorf b. Stuttgart

Ein Vers des Wandsbecker Boten hat es bis in die kirchliche Liturgie geschafft, immerhin die Bestattungsliturgie in Württemberg, wo man gern vor dem Gang von der Kapelle zum Grab zitiert:

„Der Mensch lebt und bestehet

Nur eine kleine Zeit;

Und alle Welt vergehet

Mit ihrer Herrlichkeit.

Es ist nur Einer ewig und an allen Enden,

Und wir in seinen Händen.“ (182);(zitiert wird mit Seitenzahlen nach der

Werkausgabe: Matthias Claudius: Sämtliche Werke, Winkler Verlag, 5.Aufl. 1984)

Dem Liturgen und seinen Hörern ist häufig wohl gar nicht bewusst, dass es sich hier um Worte von Matthias Claudius handelt, sehr charakteristische übrigens, in denen sich zwei Grundmotive seines Lebens und seines gesamten Schaffens verbinden: das intensive Bedenken menschlicher Endlichkeit und das Gefühl einer tiefen, unerschütterlichen Geborgenheit. Das ist der Kern seiner Religion und seiner Frömmigkeit, und das auf eine ebenso einfache wie glaubwürdige Weise zur Sprache zu bringen, macht den inneren Antrieb aus für seine Poesie.

Für das, was er mitzuteilen hatte, liebte er die Verkleidung, die Maskerade, das Pseudonym. Sich selber nannte er den ‚Wandsbecker Boten‘, den Titel einer holsteinischen Provinzzeitung auf sich selber übertragend, eines Blattes, in dem er einen großen Teil seiner Gedichte, Lieder, Gespräche, Rezensionen und Anekdoten veröffentlichte und bei dem er Redakteur war und – wie man heute sagen würde – Chef des Feuilletons. Das waren fünf Jahre, so lang die Zeitung wirtschaftlich überlebte. Also: den Wandsbecker Boten nannte er sich und legte sich obendrein ein Pseudonym zu und unterzeichnete mit ‚Asmus‘, und kein Mensch weiß, was er damit gemeint oder worauf er angespielt hat. Ich habe mich deswegen nach ergebnislosen Recherchen an den Leiter der Claudius-Gesellschaft in Hamburg gewandt, den

Germanisten Reinhard Görisch, und habe ihn ganz demütig gebeten, mir Auskunft über das Claudius-Pseudonym Asmus zu geben. Aber er wusste auch nichts dazu.

Dieses Spiel mit Masken machte Claudius offenbar Vergnügen und verleiht seiner Schriftstellerei eine eigentümliche Balance zwischen Selbstoffenbarung und Distanz. Eine ausführliche Korrespondenz führt er da mit seinem Vetter Andres, den es aber tatsächlich nie gegeben hat, und – worauf ich jetzt hinaus will – er kann ein köstliches und langes Protokoll seiner Audienz beim Kaiser von Japan wiedergeben, das ihm zu einem Spiegel für seine Ansichten über Zeitgenössisches in Kultur und Politik gerät. Nur - so eine Audienz hat tatsächlich niemals stattgefunden. Kennern des Wandsbecker Boten wäre es auch von vornherein schwer vorstellbar gewesen, dass der holsteinische Nesthocker jemals in die asiatische Ferne aufgebrochen sein könnte. Beruflich gab es in der zweiten Hälfte seiner dreißiger Jahre mal ein kurzes Intermezzo in Darmstadt, das unglücklich anfang (er sollte als Verwaltungsmann tätig werden und hatte wenig Neigung dazu) und dann auch unglücklich endete. Im Übrigen hat er die meiste Zeit in Wandsbeck gesessen, diesem kleinen und von großstädtischen Sonntagsausflüglern geschätzten Ort etwa zehn km nördlich von Hamburg, der längst in der ausufernden Stadt ein- und untergegangen ist. Claudius hat in seinem Wandsbecker Heim Freunde empfangen und bewirtet, hat viel Poetisches und auch Populärwissenschaftliches zur Theologie und Politik verfasst und eingehend mit seinen zahlreichen Kindern gespielt. Zwölf waren es insgesamt, zwei starben als kleine Kinder, die geliebte Tochter Christiane im Alter von zwanzig Jahren; über sie, ihren Tod und seine väterliche Trauer hat er eines seiner schönsten Gedichte geschrieben; darauf komme ich noch zurück.

Nun, bei der angeblichen kaiserlichen Audienz in Tokio lässt er sich selbst, den Asmus, ebenso wie sein hoheitliches Gegenüber fleißig Japanisch reden, das aber reine lautmalerische Spielerei ist und mit der japanischen Sprache absolut nichts zu tun hat. Aber sein Vergnügen hat er dabei, die Lust an Lauten und Klängen, an Sprachmelodie und Rhythmus, obwohl sie als bloße Form und ganz ohne inhaltlichen Sinn erscheinen. Das ist auch Teil seiner poetischen Natur.

Und dann, nach diesen und jenen Gegenständen der Unterhaltung, fragt der Kaiser, sein Gastgeber, ob es denn viele Poeten gebe in Europa. Und Asmus-Claudius erwidert: „Poeten genug; große und kleine, und ich bin einer von den kleinen.“

Eine poetische Existenz schreibt er sich also durchaus zu, aber mit Augenmaß für die Bedeutung seiner Gedichte und Traktate. Überheblichkeit war ihm völlig fremd, Konkurrieren übrigens auch. Mit Lessing war er befreundet, dessen Dramen er schätzte und in seinem Feuilleton besprach, dessen aufklärerische Theologie ihm aber nicht behagte. Lessings Streit mit dem Hauptpastor Melchior Goeze in Hamburg, einem wahren Rammbock der lutherischen Orthodoxie, hat Claudius aufmerksam verfolgt und ausgleichend kommentiert, wie auch in anderen Fällen. Man denke an den Atheismusstreit um den späten Lessing und um den Berliner Moses Mendelssohn, der als idealisierter Jude für Lessings ‚Nathan‘ Pate gestanden hatte. Da war es zu einem handfesten Skandal gekommen, den der Düsseldorfer Philosoph Jacobi, auch ein Claudius-Freund, vom Zaun gebrochen hatte, und Claudius unternahm daraufhin einige Anstrengungen, die Wogen zu glätten und zwischen den Kontrahenten das Gemeinsame zu entdecken und zu proklamieren. Die Größe seiner Freunde neidlos zu erkennen, fiel ihm nicht schwer, und sie nach außen zu rühmen und bekannt zu machen, lag ihm am Herzen. Sein Verhältnis zu Herder wäre eigener ausführlicher Betrachtungen wert, man war sich poetisch (Herder nahm Claudius-Lieder in seine Sammlung von Gedichten der Völker auf), kulturphilosophisch (Claudius rezensierte begeistert Herdersche Schriften zur Kultur- und Sprachgeschichte) und nicht zuletzt persönlich nah. Und Claudius‘ fabelhafte Frau Rebecca unterhielt einen regen Briefwechsel mit Herders Frau Caroline.

Als kleinen Dichter also schätzt er sich ein. Das bestätigten andere auch, vorneweg die Weimarer Dioskuren Goethe und Schiller. Goethe scheute sich nicht, den Wandsbecker Boten in ‚Dichtung und Wahrheit‘ sogar vernichtend zu beurteilen. Für ihn war Claudius nicht mehr als ein „Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt“, und Schiller präziserte und verstärkte das noch mit einem Distichon, das er in den Xenien veröffentlichte. Lange Jahre vorausgegangen war eine Übersetzungsarbeit des Wandsbecker Boten, der sich in seiner fortwährend klammen Finanzlage gelegentlich durch Übersetzungsarbeiten aus dem Englischen und dem Französischen über Wasser zu halten versuchte. U.a. hatte er das Werk eines französischen Konservativen mit Namen Saint Martin übertragen, mit dem deutschen Titel ‚Irrtum und Wahrheit‘. Das Buch fand kein gutes Echo bei den fortschrittlich gesinnten Geistern der Zeit, der Berliner Literaturkritiker Friedrich Nicolai zerfetzte es ohne Erbarmen, und auch die großen Weimarer fanden die Publikation ebenso überflüssig wie ärgerlich. Um nun aber nicht bloß Saint Martins Buch ‚Irrtum und Wahrheit‘ höhnisch zu erledigen,

sondern zugleich auch Claudius gehörig zu blamieren, schrieb Schiller das folgende Epigramm:

„Irrtum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote! von Wandsbeck;
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrtum, den brachtest du fort.“

Das war starker Tobak und er dürfte Claudius überhaupt nicht geschmeckt haben.

Aber er hat sich revanchiert, mit einer Parodie auf Schillers bekanntes Epigramm über die lyrische Form des Distichons. Schillers bekannter Zweizeiler lautete:

„Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.“

Und nun Claudius, mit piffigem Seitenhieb auf Schillers hehre Poesie:

„Im Hexameter zieht der ästhetische Dudelsack Wind ein,
im Pentameter drauf lässt er ihn wieder heraus.“ (940)

Das ist schon ein Stück gekonnter Satire, wie Claudius sie sonst kaum einmal in Anspruch nahm. Des Springquells aufsteigende Säule als Metapher für die Gestalt des Hexameters wird durch den banalen Dudelsack ersetzt, und aus der feierlichen Melodie des Distichons wird ein rein technischer Effekt: Einsaugen und Ausblasen von Luft.

Aber jetzt noch einmal zurück zur Audienz beim Kaiser von Japan. Nachdem der Kaiser erfahren durfte, dass es in Europa genug Poeten gebe, große und kleine, hakt er noch einmal nach und erkundigt sich, was denn nach Meinung seines Besuchers Poeten eigentlich seien. Und Claudius holt aus zu einer kurzen Erklärung, die es in sich hat. Er liefert da eine Bestimmung des Poetischen, die ebenso eine Grundauffassung vom Wesen der Dichtung zur Sprache bringt als auch zu erkennen gibt, weshalb Claudius selbst als Poet zu gelten hat. Er antwortet nämlich auf die Frage, was Poeten seien:

„Helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde, und die heilige Religion anschlagen, dass Funken herausfliegen.“ (136) Das ist einfach großartig formuliert. Der Dichter ist nach dieser Charakterisierung nämlich nicht groß auf Grund seiner eigenen geistigen Schöpferkraft, sondern durch die Feinheit, die Sensibilität seiner Wahrnehmung. Was ihm begegnet und wie er das ihm Begegnende aufnehmen und wiedergeben wird in sprachlicher Form, das macht den Dichter aus. Er ist wie ein Kieselstein, an den der schöne Himmel und die schöne Erde und auch die Religion anschlagen, so dass Funken herauspringen. Nicht ein Könnler ist darum der Dichter, sondern in erster Linie ein Empfänger von Eindrücken, die ihn treffen und

bewegen. Sein Werk ist ganz wesentlich Resonanz. Die hohe Kunst des Dichters besteht in seinem feinsinnigen Aufmerken auf alles, was ihm begegnet und ihn berührt. Und sein Talent vollzieht sich in der Umsetzung und Übersetzung des Wahrgenommenen in eine poetische Sprache.

Diese Auffassung des Wandsbecker Boten vom Wesen des Dichters und vom Geheimnis der Poesie muss besonders deshalb auffallen, weil sie sozusagen quer steht zu den allgemeinen Tendenzen seiner Zeit. Denn die war kräftig dabei, das *Genie* zu entdecken und zu feiern. Große Kunst – das war Selbstentäußerung eines Genies. Und was auf dem Gebiet der Kunst möglich schien, erkannte man ebenso auf dem Feld der Politik und sogar der Religion. Napoleon wurde (nicht nur für Goethe) zum Inbegriff des politischen Genies, und der junge Schleiermacher pries in seinen „Reden“ das Phänomen des religiösen Virtuosen, ohne den jede religiöse Gemeinschaft zu einem matten Traditionsverein herabsinkt. Genie – das meint die Konzentration von unableitbarer Schöpferkraft in einer einzelnen Person. Und im poetischen Genie spiegelt sich dann nicht allein die Welt, sondern wird eine Welt bedeutungsvoll verwandelt und neu vorgestellt. Dies alles lag Claudius und seinem poetischen Selbstverständnis ziemlich fern. Und es dürfte der tiefere Grund dafür sein, dass er für einen Goethe und Schiller einfach nicht zählte und umgekehrt die beiden in Weimar ihm fremd blieben.

Man könnte es auch so ausdrücken: Mit seiner Poesie betreibt Claudius die einfache und wie beiläufig sich ergebende Einladung in eine Seherschule des Lebens. Genau und beteiligt hinsehen, das ist sein Motto. Im berühmt gewordenen Brief an seinen Sohn Johannes, der eine Zusammenstellung seiner Lebens- und Altersweisheit darstellt, sagt er: „Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.“ Damit beweist er nicht allein seine hohe Wertschätzung der Bibel, sondern auch seine Leidenschaft fürs Sehen, das nicht am Oberflächlichen haften bleibt und mit dem Gesehenen dann keine Bedeutung verbindet. Nein, das Sehen ist für Claudius der maßgebliche Schlüssel, mit dem sich eine ganze Welt erschließt, nämlich Gottes herrliche Welt, die voller Wunder ist, und zwar voller Wunder, die sich im Kleinräumigen, im Winkel, im Alltäglichen ereignen. Wunderbar bringt er das in einem Lied zur Sprache, das seltsamerweise nicht den Weg ins Gesangbuch gefunden hat. Claudius hat es mit der deutlichen Empfehlung ‚Täglich zu singen‘ überschrieben, und es lautet so:

„Ich danke Gott, und freue mich

Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Dass ich bin, bin! Und dass ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe;

Dass ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann sehen,
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen.

Und dass mir denn zumute ist,
Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheret hatte, amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Dass ich kein König worden;
Ich wär geschmeichelt worden viel,
Und wär vielleicht verdorben.

Auch bet ich ihn von Herzen an,
Dass ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichtum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Mut
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastein
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
Soviel ich darf zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach,
Wie sollt er's mir nicht geben!“ (149)

Da haben Sie in den ersten beiden Strophen die innigste Beziehung zwischen Poesie und Religion bei Claudius, die bei ihm einfach zwei Seiten derselben Medaille sind. Die erste Strophe hebt an mit dem Dank: „Ich danke Gott, und freue mich“. Auftakt zu einem Dankpsalm, der sich eindeutig an die Adresse Gottes wendet. Am Ende der ersten Strophe präzisiert Claudius, wofür er in der Hauptsache dankt, nämlich: „dass ich dich, /Schön menschlich Antlitz habe“. Damit preist er nicht seine wohlgestalteten Gesichtszüge, die ansprechenden Konturen seiner Physiognomie, über die sich der befreundete Lavater in Zürich mancherlei und für Claudius doch ziemlich befremdliche Gedanken machen mochte, sondern er preist mit seinem „Antlitz“ seine ausgezeichnete Fähigkeit zu sehen und beim Sehen Bedeutsames zu entdecken. Das unterstreicht er vollends in der zweiten Strophe:

„Dass ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen.“

Dem wahrhaft Sehenden erschließen sich Welt und Lebenssinn, das war tiefe Überzeugung des Wandsbecker Boten, und das kennzeichnet auch seine Dichtung. Denn solches Sehen ist ja wie eine Tür, die in die Betrachtung hineinführt, und in der Betrachtung offenbaren sich lauter Geheimnisse des Lebens. Beim ‚Abendlied‘ verläuft der Weg vom Hinsehen zum Einsehen ganz entsprechend. Da heißt es

zunächst: „Siehst du den Mond dort stehen...“ – und daran knüpfen sich Einsichten über die Unzulänglichkeit einer bloß vordergründigen Weltbetrachtung. Im vorhin zitierten Danklied schreitet der Dichter ebenfalls fort vom augenblicklichen Hinsehen zu lebenswichtigen Einsichten. Das persönliche Dasein („dass ich bin, bin!“ so singt er mit Emphase) stößt in Akten des Sehens auf lauter Wunderbares. Allerdings auf Wunderbares, das nicht die Effekte des Außergewöhnlichen braucht. Eine junge Mutter wiegt ihr Kind bei Mondschein; Claudius macht ein Gedicht daraus. An einem Wintermorgen ist das Land bereift; Claudius macht ein Gedicht daraus. Ein stolzer Vater prahlt über die Begabungen seines Sohnes; Claudius amüsiert sich in einem Dialog-Gedicht darüber:

HINZ UND KUNZ

„H: Mein Junge da, das ist ein Junge, der!

Kein Kuchen ist so rund wie er,
Und hat dir, hör, vor hunderttausend Knaben
Ganz sonderbare Gaben.
Was meinst du wohl, er buchstabiert schon frisch;
Und sähst du ihn beim Abendsegen,
Da sieht er aus, als wär ihm groß daran gelegen,
Und kneipt indes die andern unterm Tisch!
Nun Kunz, was hältst du ihn?

K: Bei meiner Seel, es steckt ein Pfarrer drin!“ (95)

In diesem Zusammenhang sei noch an eine andere humorvolle Kostbarkeit des Wandsbecker Boten erinnert. Zu seiner Zeit war es üblich geworden, dass Autoren, die ein Stück, sei es ein Drama oder einen Roman, veröffentlicht hatten, auch gleich selber eine Rezension dazu in irgendeinem Journal zum Besten gaben. Das hat auch der junge Schiller bei seinem Erstlingswerk ‚Die Räuber‘ so gehalten. Claudius, der nun seinerseits viele Rezensionen schrieb, aber nie über eigene, immer nur über fremde Werke, fand das wenig seriös und hielt die Praxis solcher Selbstrezensionen für eine Unsitte. Und deshalb setzte er sich hin, um die zeitgenössischen Selbstrezensenten kräftig auf die Schippe zu nehmen, und dachte sich dazu eine parodistische Fabel aus, überschrieben „Die Henne“:

„Es war mal eine Henne fein,
Die legte fleißig Eier;
Und pflegte denn ganz ungemain,

Wenn sie ein Ei gelegt zu schrein,
Als wär im Hause Feuer.
Ein alter Truthahn in dem Stall,
Der Fait vom Denken machte,
Ward bö's darob, und Knall und Fall
Trat er zur Henn und sagte:
,Das Schrein, Frau Nachbarin, war eben nicht vonnöten;
Und weil es doch zum Ei nichts tut,
So legt das Ei, und damit gut!
Hört, seid darum gebeten!
Ihr wisset nicht, wie's durch den Kopf mir geht.'
,Hm!' sprach die Nachbarin, und tät
Mit einem Fuß vortreten,
,Ihr wisst wohl schön, was heuer
Die Mode mit sich bringt, Ihr ungezognes Vieh!
Erst leg ich meine Eier,
Denn *rezensier* ich sie.' (18)

Das Leben ist für seine Wahrnehmung voller Köstlichkeiten, die ebenso erheitern wie ins Nachdenken bringen können, in jedem Fall aber zu einer Dankbarkeit Anlass geben, die er seinem Schöpfer gegenüber aufrichtig und sein ganzes Lebens hindurch empfunden hat.

Allerdings, das vor Augen Liegende kann unter den Bedingungen alltäglicher Lebensbewältigung den Glanz des Erstaunlichen auch tüchtig verlieren. Darum setzt Claudius gegen die Wahrnehmungstrübungen, die das Gewohnte mit sich bringt, diesen hübschen Akzent im Titel des Liedes, nämlich „Täglich zu singen“. Das ist keine Aufforderung zu einer religiösen Dankspflicht, sondern zur Erinnerung: ein Dank-Memento gegen die Vergesslichkeit und die Laxheit beim selbstverständlichen Hinnehmen des gar nicht so selbstverständlich Gegebenen. Nicht täglich, aber immerhin geburtstäglich wurde dieses Danklied von Claudius übrigens im Finkenwalder Seminar gesungen. Bonhoeffer notiert es in einem Brief an Bethge aus seiner Zelle, als er an damalige Geburtstagsfeiern erinnert: „Das Singen vor der Tür, das Gebet bei der Andacht, das Du an diesen Tagen übernahmst, das Claudius'sche Lied, das ich Gerhard (gemeint sind Gerhard Vibrans und das Claudius-Lied ‚Täglich

zu singen‘) verdanke – dies alles bleiben schöne Erinnerungen, denen die scheußliche Atmosphäre hier nichts anhaben kann.“ (WuE, DB Werke Bd.8, 1998, S.316)

Und noch ein letzter Hinweis zu diesem Lied, in dem sich so viel von Claudius selber zeigt: in der vierten und fünften Strophe heißt es:

„Ich danke Gott mit Saitenspiel
(also wie ein psalmodierender König David)
Dass ich kein König worden;
Ich wär‘ geschmeichelt worden viel,
Und wär vielleicht verdorben.

Auch bet ich ihn von Herzen an,
Dass ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann,
Und wohl auch keiner werde.“

Solche Selbstbescheidung, die sich im Raum und in der Sprache des Dankens bewegt, hat nichts von Missgestimmtheit bei sich. Sie ist im besten Sinne vergnügt. Und sie weiß sich eng verwandt mit der heiteren Sorgenfreiheit, die Jesus in der Bergpredigt poetisch zur Sprache bringt mit Blick auf die unbeschwerte Daseinsfreude bei Blumen auf dem Felde und Vögeln unter dem Himmel. Claudius spielt darauf an und beschließt damit sein Danklied in der letzten Strophe:

„Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf (= bedarf) zum Leben.
Er gibt’s dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt‘ er’s mir nicht geben!“

Ich kann nun an dieser Stelle, wo es um Claudius und seine Sehschule des Lebens geht, nicht auf ein weiteres Gedicht von ihm verzichten, wo er ganz prägnant den Schritt vom äußeren Sehen zur inneren Einsicht vollzieht. Ich meine sein Gedicht von der ‚Sternseherin Lise‘. Da versetzt er sich in die Rolle einer einfachen Magd, die nun aber eine bewegende existentielle Erfahrung macht. Beim Anschauen des nächtlichen Himmels bricht bei ihr nämlich eine tief empfundene religiöse Sehnsuchtsstimmung auf. Ästhetische Betrachtung löst aus, was wir die fundamentale ‚religiöse Frage‘ zu nennen pflegen:

DIE STERNSEHERIN LISE

„Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk getan
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern am Himmel an.

Sie gehen da, hin und her zerstreut
Als Lämmlein auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht
Wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit;
Und funkeln rein und schön;
Ich seh die große Herrlichkeit,
Und kann mich satt nicht sehn...

Da saget, unterm Himmelszelt,
Mein Herz mir in der Brust:
,Es gibt was Bessers in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust.'

Ich werf mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich darnach. (595)

Die „Nacht“ und der „Mond“ – sie sind Fundamentalsymbole in der Poesie des Wandsbecker Boten. Vor allem der Mond kommt in lyrischen und prosaischen Kontexten immer wieder vor. Nicht bloß im ‚Abendlied‘ ‚Der Mond ist aufgegangen‘. Er ist geradezu – im polaren Gegensatz zur ‚Sonne‘ in der Aufklärungsmetaphorik – das Symbol für die Traumseite des Lebens und für eine poetische Weltwahrnehmung. Im Mondschein lichtet sich, was eben nicht klar und aufgeklärt am Tage ist, sondern was von schönen Schleiern des Geheimnisses umgeben ist und umgeben bleiben soll.

Heinrich Heine konnte das übrigens ähnlich sehen und beurteilen, so dass es in seiner Romanze ‚Jehuda Halevi‘ heißt:

„Dass der Himmel gießt herunter

Zwei verschiedene Sorten Lichtes:

Grelles Tageslicht der Sonne

Und das mildre Mondlicht“,

wobei der Mond nach Heine entscheidend verhilft zur Wahrnehmung

„Jener seligen Geheimwelt,

Jener großen Offenbarung,

Die wir nennen Poesie.“

Aber zurück zu Matthias Claudius!

Einen Liebhaber des Lebens hat Hans-Jürgen Schultz ihn genannt, und das zweifellos mit Recht. Und dazu steht überhaupt nicht im Gegensatz, sondern bildet eher eine sinnvolle Ergänzung dazu, wie stark ihn das Thema des Todes beschäftigt hat. Man kann es durchaus als eines seiner Generalthemen bezeichnen, das er immer wieder aufgreift und das sein gesamtes Werk wie ein roter Faden durchläuft. Was dabei jedoch auffällt: Claudius widmet sich diesem Thema Tod viel stärker poetisch als theologisch. Nicht weil es ihm an theologischer Kenntnis gemangelt hätte, argumentativ seine Position zu finden und zu verteidigen. Zwar hat er sein Theologiestudium in Jena nicht abgeschlossen, sondern hat es nach dem tragischen Tod seines Bruders und Kommilitonen Josias abgebrochen, aber er hat doch nie damit aufgehört, sich mit theologischen Fragen eingehend zu befassen, auch sich kritisch zu Wort zu melden, wenn ihm eine vulgäraufklärerische Modernisierung der Bibelübersetzungen oder eine rationale Umformung von alten Kirchenliedern auf den Geist gingen. Dann gab er sich als unbeugsamer und bekennender Lutheraner, der z.B. in einem ausführlichen Traktat über das Abendmahl der theologischen Tendenz, nur noch von einem Gedächtnismahl zu reden, heftig widersprach, um sich entschieden für Luther und dessen konsequenten Kampf um die Gültigkeit der Jesusworte „Das ist mein Leib! Das ist mein Blut!“ einzusetzen. Also: so sehr er ein sog. Lientheologe war, so sehr war er’s auch mit bemerkenswertem Niveau, und was nun das Thema Tod angeht, konnte er sich daran machen, die gesamte platonische Apologie des Sokrates aus dem Griechischen zu übersetzen und zu publizieren, worin es ja nun auch um den Tod geht. Und er konnte eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele vorlegen,

wo sich Biblisches und Griechisches munter mischen und wo er am Ende eine Verbeugung vor dem sterbenden Sokrates macht. Eng war er also nicht, unser Matthias Claudius, und Berührungsängste gegenüber Außerchristlichem in Philosophie und Religion kannte er nicht (er hat u.a eingehende Studien zu asiatischen Religionen betrieben und sie in ihrer Ernsthaftigkeit gewürdigt).

Und was die Seite der wissenschaftlichen Theologie angeht, kann er anlässlich eines kräftigen dogmatischen Streits zwischen zwei Hamburger Pastoren, dem schon erwähnten orthodoxen Lutheraner Melchior Goeze auf der einen Seite und seinem eher liberalen Kollegen Alberti auf der anderen erklären: „Der Geist der Religion wohnt nicht in den Schalen der Dogmatik, ... lässt sich wenig durch üppige glänzende Vernunftgründe erzwingen, noch durch steife Orthodoxie und Mönchswesen.“ (67) Was er im Unterschied zum dogmatischen Verfahren nun gerade an der Bibel schätzt, kann er folgendermaßen bezeichnen: „Die heilige Schrift lehrt... nicht sowohl durch Lehrsätze als durch Geschichte und Facta, die kräftiger wirken und mehr zu Herzen gehen.“ (679)

Und darauf kommt es ihm an: ein Bedenken von Endlichkeit, Tod und ewigem Leben hat er deshalb auch wesentlich stärker und überzeugender auf poetischem als auf theologischem Gebiet gepflegt. Denn dort, wo er sich poetisch äußerte, war er stets nicht nur in Gedanken, sondern mit seinem Herzen bei der Sache. Dort treffen wir deshalb den wahren Claudius auch recht unmittelbar an.

Als seine Tochter Christiane im Alter von 20 Jahren starb, trauerte und litt Claudius unsäglich. Und tat anschließend, was er in ähnlichen Fällen gewöhnlich tat: er verpackte und verwandelte das Erlebte in ein Stück Poesie. Daraus ist eines seiner schönsten Gedichte entstanden, mit dem Namen der verstorbenen Tochter Christiane überschrieben, ein nach Form und Gehalt einfaches, wie oft bei ihm beinah volksliedhaftes Gedicht, das die Trauer und Sehnsucht eines Vaters nach der verlorenen Tochter zum Ausdruck bringt:

„Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das tät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

Ich wusste seine Stelle

Am Himmel, wo es stand;
Trat abends vor die Schwelle,
Und suchte, bis ich's fand;

Und blieb denn lange stehen,
Hatt große Freud in mir:
Das Sternlein anzusehen;
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her
Wo ich es sonst gefunden,
Und find es nun nicht mehr.“ (473)

Übrigens liegt dieser Stern-Symbolik eine uralte Vorstellung zugrunde, nämlich die, dass mit jedem neu geborenen Kind ein neuer Stern am Himmel aufgehe; man denke nur an die biblische Erzählung von den Weisen aus dem Morgenland, die zur Christgeburt erklären: „Wir haben *seinen* Stern gesehen...“ Claudius imaginiert die Existenz und den Verlust seiner Tochter in poetischer Wiederaufnahme dieser uralten Vorstellung: „Ich sah ein Sternlein am Himmel...“

So hart und schmerzhaft der Tod sein kann, Claudius hat ihn insgesamt nicht mit Schrecken gezeichnet oder ihn überhaupt aus seinem Leben und Nachdenken verdrängt. Er hat vielmehr ein sehr eigenes und freundschaftliches Verhältnis zum Tod entwickelt. Bei der Erstausgabe seiner ‚Sämtlichen Werke‘ 1774 lag ihm daran, allen seinen Texten einen Kupferstich vorzuschicken, der nun ausgerechnet ein aufrecht stehendes Menschenskelett mit der Sense in der erhobenen Linken darstellte, samt einem Schriftzug darunter: Freund Hain. Dieser Freund Hain ist überhaupt erst durch Claudius populär und sozusagen literarisch geadelt worden, und es ist dem Dichter wichtig, dass Freund Hain, wie er sich ausdrückt, „als Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Haustüre des Buches“ zu stehen komme. Das bedeutet: alles, was der Wandsbecker Bote mitzuteilen hat, soll man konsequent im Angesicht des Todes, *sub specie mortis*, lesen und betrachten und so sich selber ein Bild machen von dem, was bleibenden Wert hat und was nicht.

Die Stellen, die sein Bewußtsein vom freundlichen und sanften Tod zum Ausdruck bringen, sind zahlreich, und ich will mich jetzt auf ein Beispiel beschränken. Am Ende seiner insgesamt unglücklichen Zeit in Darmstadt erwischte ihn kurz vor der Rückreise nach Wandsbeck noch eine lebensgefährliche Krankheit, wohl eine schwer zu behandelnde Rippenfellentzündung. Er ist lange bettlägerig und nahe dem Ende. Als die Krankheit schließlich aber doch gut überstanden ist, fasst er sein Erleben in die folgenden Verse:

„Ich lag und schlief; da fiel ein böses Fieber
Im Schlaf auf mich daher,
Und stach mir in der Brust und nach dem Rücken über,
Und wütete fast sehr.

Es sprachen Trost, die um mein Bette saßen;
Lieb Weibel grämte sich,
Ging auf und ab, wollt sich nicht trösten lassen,
Und weinte bitterlich.

Da kam Freund Hain: ‚Lieb Weib, musst nicht so grämen,
Ich bring ihn sanft zur Ruh‘:
Und trat ans Bett, mich in den Arm zu nehmen,
Und lächelte dazu.

Sei mir willkommen, sei gesegnet, Lieber!
Weil du so lächelst; doch
Doch, guter Hain, hör an, darfst du vorüber,
So geh und lass mich noch!

‚Bist bange, Asmus? – Darf vorübergehen
Auf dein Gebet und Wort.
Leb also wohl, und bis auf Wiedersehen!‘
Und damit ging er fort.

Und ich genas! Wie sollt ich Gott nicht loben!
Die Erde ist doch schön,

Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehen!

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wiederkömmst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!“

Wunderbar und zugleich in Humor gewandet mischen sich hier die realen und die phantastischen Elemente. Das böse Fieber und die Schmerzen werden erwähnt und die besorgte Gegenwart der Angehörigen, die Verzweiflung seiner Rebecca. Und dann plötzlich, geheimnisvoll, aber keineswegs furchtbar, tritt Freund Hain hinzu und erweist sich zweimal hintereinander als ein sanfter, mitfühlender Besucher. Einmal, der trostlosen Rebecca gegenüber, nimmt er das Amt des Trösters wahr, des seelsorgerlichen Beistands schlechthin, und verspricht, den Kranken „sanft zur Ruh“ zu bringen; übrigens ähnlich wie in dem kurzen, zugleich aber großartigen Dialog-Gedicht ‚Der Tod und das Mädchen‘, wo das Mädchen, das den bedrohlich nahen Tod spürt und ihn im Bilde spätmittelalterlicher Totentänze als „wilden Knochenmann“ fürchtet, von diesem Tod zu hören bekommt:

„Sei gutes Muts! Ich bin nicht wild,
sollst sanft in meinen Armen schlafen“ (87).

Zum andern lässt der Tod sich im erwähnten Gedicht ‚Nach der Krankkeit‘ auf ein Gespräch mit dem Kranken ein, der seinerseits den lächelnden Tod mit Freundlichkeit empfing. Er nennt ihn ‚guter Hain‘ und segnet ihn sogar. Und der gesegnete Tod nimmt Abstand von seinem Geschäft und zieht sich, wie er sagt, „auf Dein Gebet und Wort“ hin zurück.

Was daraufhin in der 6. Strophe folgt, ist entscheidend: ein Gotteslob nach der Genesung und ein Jubel über das Leben auf der schönen Erde. Das ist Claudius in seiner reinsten Form. Verse wie diese begegnen vielfältig in seinem lyrischen Werk, und es sind Verse, in denen Gottesgewissheit und Lebenszuversicht eine innige Verbindung eingehen. Weil Gott es will, ist diese Erde schön und das Leben lebenswert. Der Tod besitzt nicht die Macht und auch nicht den Auftrag, diese Wirklichkeit grundsätzlich zu stören oder gar zu zerstören. Letzten Endes ist deshalb

Freund Hain nicht nur der geheimnisvolle Freund des Menschen, sondern auch ein Untergebener im Dienste Gottes. Er kann nicht veranlassen, was Gottes Absichten zuwider laufen würde. Und mehr noch: er will das auch gar nicht. Auf diese Weise kann der Tod „sanft“ erscheinen und freundlich ins Bild rücken, freilich auch das Bewusstsein von der Vergänglichkeit allen Lebens wach halten.

Zuletzt darf – natürlich neben dem volksliedhaften und doch in seiner Bedeutung vielschichtigen ‚Abendlied‘ ein völlig anders getöntes Lied des Wandsbecker Boten nicht unerwähnt bleiben: das ‚Kriegslied‘. Claudius hat es mit dem Titel ‚Kriegslied‘ versehen und es handelt sich doch um ein ausgemachtes Anti-Kriegslied. Als solches ist es eine regelrechte Novität, um nicht zu sagen: ein Skandalon in seiner Zeit.

Veröffentlicht hat er es 1779 im Vossischen Musenalmanach, und den geschichtlichen Hintergrund bildet die preußisch-österreichische Kontroverse im bayrischen Erbfolgestreit. Damals klangen die Kriegsfanfaren im Auftakt zu den Schlachten in der Regel strahlend, eben patriotisch begeistert, und ein Freund und Zeitgenosse des Wandsbecker Boten z.B., Friedrich Leopold zu Stolberg, konnte bekennen:

„Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg;
Ich träumte Schlachten und Gefahr,
Und Wunden nur und Sieg!“

Claudius hätte dergleichen nie über die Lippen gebracht, und sein sog. Kriegslied lässt auch erkennen, warum. Denn da erfolgt zum Einen eine radikale Umkehr in der Blickrichtung. Nicht die Starken, die Helden, die Sieger werden vom Dichter in den Blick genommen, sondern die tragischen Opfer mit ihren furchtbaren Leiden. Und das ist neu. An die Stelle von Triumphgesängen über den geschichtsbewegenden und die Männer stählenden Krieg, der die kriegführenden Herrschaften mit Ehren bekränzt, tritt bei Claudius plötzlich ein Klagegesang über das Schicksal der zahllosen Verletzten und Gefallenen samt ihrer Angehörigen. Das ist die eine Besonderheit dieses Kriegsliedes. Die zweite ist fast noch erstaunlicher. Denn Claudius stellt in seinem Gedicht unverkennbar die Frage nach der Schuld, hier speziell nach der Kriegsschuld. Und er stellt diese Frage nicht etwa im Zuge einer distanzierten Argumentation, sondern in unmittelbar persönlicher Betroffenheit. Der Krieg ist nicht etwas, das ziemlich weit an ihm vorbei ginge. Er wird vielmehr selber eingeholt davon, so dass ihm das Kriegsgeschehen gleichsam mitten durchs eigene Herz geht:

„‘s ist Krieg! ‘s ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!
‘s ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blass,
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten, und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren krächten
Von einer Leich herab?

Was hülft mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
‘s ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein.“ (236)

Der bekannte Schweizer Literaturwissenschaftler Peter von Matt hat das ‚Kriegslied‘ von Claudius in seine wunderbare kommentierte Anthologie deutscher Gedichte mit dem Titel ‚Wörterleuchten‘ (2009) aufgenommen und er bemerkt dazu: „Alles gelingt

ihm (sc. Claudius) ohne besondere Mühe. Die Strophen sind spannungsreich, die Verse ausdrucksstark. Über eine ganz einfache Rhetorik – Fragen, Wiederholungen, Parallelen – verschafft er dem Gedicht die wummernde Resonanz langsamer Pauken, den Grundton der *marche funèbre* (des Trauerzugs). Daneben, zweimal, dieses fast linkische „und ich begehre nicht schuld daran zu sein!““(25) – Und Peter von Matt erwägt zusätzlich, weshalb dieser Satz, der die erste und die letzte Strophe des Gedichts abschließt, zwischen all dem Weiteren so „linkisch“ und, wie er ebenfalls meint, so „unvergesslich umständlich“ daherkomme. Es ist nämlich ein Satz, der den gewagten Versuch unternimmt, bisher Unerhörtes zur Sprache zu bringen. Von Matt: „In diesem Satz regt sich die Ahnung, man sei mitschuldig an der Geschichte der eigenen Zeit, in jedem Fall und unbedingt... Der Gedanke einer Mitschuld scheint absurd, aber welche Mühe kostet es, ihn niederzuhalten! Und zuletzt drückt er eben doch noch durch, langsam, wie das schwarze Blut durch einen festen Verband“ (ebd).

Und noch etwas: ohne Zweifel war Claudius von seiner politischen Gesinnung her Monarchist. In den früheren Jahren durchaus mit kritischen Anmerkungen zur unbedingten persönlichen Verantwortung und zur Vorbildlichkeit des Fürsten, später – unter dem Einfluss der Französischen Revolution und ihrer Folgen – zunehmend ideologisch verhärtet. Sein ‚Kriegslied‘ aber drückt nicht bloß sein eigenes Empfinden angesichts historischer Kriegsgräuelp aus, sondern es bezieht auch die Rolle und die Zuständigkeit der beteiligten Monarchen mit ein. Das geschieht ausdrücklich in der letzten Strophe:

„Was hülft mir Kron und Land und Gold und Ehre?

Die könnten mich nicht freun!“

Das bedeutet: Was ich selber innerlich erlebe anlässlich der grässlichen Kriegsereignisse: das Entsetzen über so viel Elend und die schmerzhaft aufbrechende Frage nach der Schuld; warum um alles in der Welt erleben das die regierenden und kriegführenden Herrschaften nicht genauso? Und ziehen Konsequenzen daraus? - Auf diesem Hintergrund liest sich der Vers aus dem Danklied ‚Täglich zu singen‘, das wir eingehend betrachtet haben, noch einmal neu, wo es heißt:

„ Ich danke Gott mit Saitenspiel,

Dass ich kein König worden...“

Jetzt zeigt sich darin nicht allein das Zeugnis einer persönlichen Bescheidenheit, sondern ebenfalls ein subversiver Impuls gegen eine monarchische Herrschaft, die um ihrer Machtbehauptung oder Machterweiterung willen ihre Menschlichkeit verrät.